

Adrian Loretan, Ueli Mäder, Sepp Riedener,
Fridolin Wyss (Hg.)

Kirchliche Gassenarbeit Luzern

Eine 30-jährige Zusammenarbeit von Kirchen
und staatlichen Institutionen
zugunsten von suchtbetroffenen Personen

ReligionsRecht im Dialog Bd. 22

LIT



Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier entsprechend
ANSI Z3948 DIN ISO 9706

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-643-80226-2

© **LIT VERLAG** GmbH & Co. KG Wien,
Zweigniederlassung Zürich 2016
Klosbachstr. 107
CH-8032 Zürich
Tel. +41 (0) 44-251 75 05 Fax +41 (0) 44-251 75 06
E-Mail: zuerich@lit-verlag.ch <http://www.lit-verlag.ch>

Auslieferung:

Deutschland: LIT Verlag Fresnostr. 2, D-48159 Münster
Tel. +49 (0) 2 51-620 32 22, Fax +49 (0) 2 51-922 60 99, E-Mail: vertrieb@lit-verlag.de
Österreich: Medienlogistik Pichler-ÖBZ, E-Mail: mlo@medien-logistik.at
E-Books sind erhältlich unter www.litwebshop.de

Inhalt

Renata Asal-Steger	
Vorwort.....	VII
Ueli Mäder, Fridolin Wyss	
Einleitung.....	1
1	Fundament der Kirchlichen Gassenarbeit 7
	Sepp Riedener
	Wesenselement Diakonie..... 7
	Sepp Riedener
	Biografie des Gründers 15
	Sepp Riedener
	Anfänge der Gassenarbeit und Gründung des Vereins 23
2	Entwicklung, Hintergrund und Selbstverständnis der Kirchlichen Gassenarbeit 29
	Sepp Riedener
	Chronologie der Gassenarbeit..... 29
	Beat Hänni
	Kirchliche Gassenarbeit aus der Sicht der Organisations- und Gemeindeentwicklung..... 35
	Fridolin Wyss
	Licht in der Schattenwelt 43
	Fridolin Wyss
	Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern 49

3	Kirchliche Gassenarbeit – ihr Beitrag für die Gesellschaft.....	67
	Ueli Mäder	
	30 Jahre Gassenarbeit: „Ach, bleibt so klug ...“	67
	Ioan L. Jebelean	
	Grusswort Landeskirchen Luzern	81
	Martin Merki	
	Grusswort Stadt Luzern.....	83
	Erwin Roos	
	Grusswort Kanton Luzern	85
	Paul Rutz	
	Grusswort Zweckverband für institutionelle Sozialhilfe und Gesundheitsförderung	89
	Sibylle Birkenmeier, Michael Birkenmeier	
	Ausser Rand und Stand	93
4	Kirchliche Gassenarbeit – ihr Nutzen für suchtbetroffene Menschen.....	111
	Pirmin Bossart	
	Interview mit Beatrice.....	111
	Pirmin Bossart	
	Interview mit Roger	115
	Pirmin Bossart	
	Interview mit Corinne	119
	Pirmin Bossart	
	Interview mit Dani	123
	Adrian Loretan	
	Nachwort: Die Würde des Menschen auf der Gasse.....	127
	Autorinnen und Autoren	135

Einleitung

Ueli Mäder, Fridolin Wyss

Das vorliegende Buch dokumentiert die Gassenarbeit in Luzern. Es beginnt im ersten Kapitel mit den Anfängen in den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts und stellt im zweiten Kapitel die heutige Gassenarbeit vor. Beide Kapitel enthalten Beiträge von Insidern. Wie Aussenstehende die Gassenarbeit sehen, zeigt das dritte Kapitel auf. Typisch für den Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern ist es, dass die Klientinnen und Klienten immer miteinbezogen werden. Daher kommen sie im vierten Kapitel ausgiebig zu Wort.

Wer die Gassenarbeit in Luzern kennt, verbindet sie mit dem Namen Sepp Riedener. Als katholischer Theologe hat er die Gassenarbeit initiiert und bis 2008 als Geschäftsleiter und Seelsorger markant geprägt. Beseelt von der Vision, etwas für die Armen zu tun, berührt von jenem Jesus von Nazaret, der Menschen am Rand in die Mitte stellt, und betroffen von der eigenen Armut in seiner Kindheit, ist Sepp Riedener zu einem Pionier der Gassenarbeit geworden. Seine Texte im ersten Kapitel veranschaulichen die theologische Verortung der Diakonie, seine eigene Biografie, die Anfänge der Gassenarbeit Luzern und die Gründung des Vereins. Nur aufgrund seiner Biografie kann das Schaffen von Riedener verstanden werden. Seine Texte bringen seine Leidenschaftlichkeit nicht nur zum Ausdruck, sondern lassen sie gar erspüren. Sie berühren, machen nachdenklich und ermutigen. Die Texte von Riedener lassen kaum jemanden kalt. Sie sind Zeugnisse seines Schaffens und gleichzeitig sein Vermächtnis an künftige Generationen. Riedener ist ein Mann der *Compassio*, der Mit-leidenschaftlichkeit.

Das zweite Kapitel kommt mit einer Chronologie der Gassenarbeit nüchterner daher. Es stellt danach die Organisationsentwicklung, die spirituelle Dimension und das Selbstverständnis der Gassenarbeit aus Sicht des heutigen Geschäftsleiters vor. Die Gassenarbeit hat sich erfreulich weiterentwickelt. Wenn ein charismatischer Pionier wie Riedener von Bord geht, ist das keineswegs selbstverständlich. Zum Übergang gehört eine neue Phase der Orientierung. Pfarrer Beat

Hänni, Mitglied des Vorstandes und Organisationsberater, macht mit seinem Artikel deutlich, dass der Verein die Pionierphase verlassen musste, um zu einer weiteren Differenzierung zu gelangen. Sein Beitrag weist auf zentrale Aspekte eines gelingenden Umbruchs hin. Der Beitrag des Geschäftsleiters Fridolin Wyss „Licht in der Schattenwelt“ bezeugt seine franziskanisch geprägte Spiritualität. Sein Credo lautet: mit den notleidenden Menschen auf Augenhöhe unterwegs sein. Im Artikel „Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern“ geht Wyss den Fragen nach, was der Verein heute macht und wie er es macht. Ausgehend vom Auftrag, stellt Wyss das aktuell vielfältige Angebot des Vereins vor. Mit den erörterten Arbeitsprinzipien beantwortet er auch, wie er es macht. Wyss legt den Fokus auf drei P-Worte: partizipativ, professionell und politisch.

Nachdem in den beiden ersten Kapiteln die Insider zu Wort kommen, stammen die Artikel des dritten Kapitels ausschliesslich von Personen, die ausserhalb der Organisation stehen. Im ersten Beitrag geht Ueli Mäder, Soziologieprofessor an der Universität Basel und an der Hochschule für Soziale Arbeit, in seinem Festreferat der Gassenarbeit aus soziologischer Perspektive nach. Die Gassenarbeit bewegt sich an flüchtigen Orten. Da finden Gespräche in Kneipen und Unterständen statt. Unser Gegenüber kann uns von einer Sekunde zur andern den Rücken zukehren und verschwinden. Das gibt Begegnungen etwas Freiheitliches. Die Gassenarbeit ist aber nicht nur eine aufsuchende, sondern auch eine aufnehmende Sozialarbeit. Sie bietet vielfältige Möglichkeiten, im Alltäglichen viel von dem zu entdecken, was soziale Benachteiligung und überhaupt unsere Gesellschaft prägt. Wer so verstehend und neugierig unterwegs ist, erfährt viel. Dabei hilft der Gang in den eigenen Keller, eigene Prägungen bewusst wahrzunehmen und Unbedachtes weniger auf andere zu projizieren.

Es folgen Beiträge zu den Perspektiven von Kirche und Politik, die als Grussworte das Jubiläum bereicherten. Der Vertreter der drei Landeskirchen, Pfarrer Ioan L. Jebelean der christkatholischen Kirchgemeinde Luzern, betont das Gemeinsame aller Menschen, die Würde. Wichtig ist zudem die Vielfalt, damit unsere Gesellschaft lebendig bleibt. Diese Vielfalt gilt es, so Jebelean, zu feiern.

Der Sozialdirektor der Stadt Luzern, Martin Merki, würdigt in seinem Beitrag die gute Kooperation der verschiedenen gesellschaftlichen Akteure. Dass die Gassenarbeit nicht in Büros und nicht im Ratssaal entstanden sei, hält er für

eine typische Luzerner Lösung. Die Rolle der öffentlichen Hand liegt laut Merki in der Koordination und der Suche nach unbürokratischen Lösungen. Die heutige GasseChuchi, die von der Stadt im Jahr 2000 als Neubau zur Verfügung gestellt wurde, ist schweizweit einzigartig. Merki wertet diesen Akt als Wertschätzung der Stadt Luzern für Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Ebenso hält er die Offenheit der Kirche für Menschen am Rand der Gesellschaft als einzigartig. Merki hofft, dass diese Offenheit auch in die politischen Parteien hineinwirkt. Zur Freude der Kirchen hält er fest: „Kirchen helfen schneller und unkomplizierter als jede staatliche Organisation.“

Der Departementssekretär des kantonalen Gesundheits- und Sozialdepartementes, Erwin Roos, der Regierungsrat Guido Graf vertritt, erinnert an die Anfänge der Gassenarbeit. Er schreibt: „Im Anfang war ein Mann, der das Evangelium lebt und danach handelt.“ Damit würdigt er das Schaffen von Sepp Riedener. Das vergiftete Klima, grosse Ablehnungen in Institutionen und in der Bevölkerung haben sich dank des Einsatzes von Riedener, der stets an die Respektierung der Würde dieser Menschen appellierte, im Lauf der Zeit gewandelt. Roos hält fest: „Gassenarbeit bewertet nicht, sondern nimmt den Menschen so, wie er ist.“ Als Vertreter vom Kanton anerkennt er, dass der Verein viele finanzielle Mittel selber generiert.¹

Paul Rutz, Mitglied der Verbandsleitung des Zweckverbandes für institutionelle Sozialhilfe und Gesundheitsförderung (ZiSG), hebt die grosse finanzielle Unterstützung der „öffentlichen Hand“ für den Verein² und das grosse Engagement und die qualitativ gute Arbeit des Vereins hervor. Mit der Erinnerung an die offenen Drogenszenen in den 80er-Jahren im vergangenen Jahrhundert betont er die absolute Notwendigkeit der derzeitigen Angebote, die „schlichtweg eine humanitäre Katastrophe“ verhindern. Die Viersäulenpolitik der Schweiz würdigt Rutz als Erfolgsmodell. Am Schluss dankt Rutz dem Verein, dass er für positive Schlagzeilen für die Kirche sorgt.

Der letzte Beitrag im dritten Kapitel kann nur angedeutet werden. Er stammt von Sibylle und Michael, dem Theaterkabarett Birkenmeier. Sie sind geniale Künstler ihres Faches und des Umganges mit dem Wort. Äusserst feinfühlig für Menschen am Rand und wohlthuend bissig gesellschaftskritisch bringen sie mit Musik, Wortspiel und Mimik die Wirklichkeit auf den Punkt.

Hier nur eine Kostprobe in Baseldeutsch:

Aber was hütt emol muess gseit si:

Der Rand isch hütt s zentralschti Thema, wos gitt!

Der Rand isch unseri Zuekunft!

Unseri Leistigsgsellschaft isch e Zentrifuuge, das heisst, es druggt unuswiichlig alli und alles gegene Rand!

Dä wird immer grösser und grösser und denn isch der Rand s ganze Land ...

Die Gassenarbeit Luzern wertet nicht, sie nimmt die Menschen so, wie sie sind, und versucht, mit ihnen auf Augenhöhe unterwegs zu sein. Daher kommen im vierten Kapitel die Betroffenen in diesem Buch selber zu Wort. Sie kommen nicht als „Letzte“ zu Wort, sondern als die eigentlich Wichtigen. Die Pointe kommt meistens am Schluss. Vier ehemals oder aktuell drogenabhängige Menschen, seit vielen Jahren mit der Gassenarbeit unterwegs, erzählen ihre Geschichte und von ihrem Leben. Diese Geschichten berühren. Es sind Menschen, die die Mitarbeitenden der Gassenarbeit begleiten. Warum haben sie mit dem Drogenkonsum begonnen, Heroin vom Kollegen ausprobiert oder mit Kokain angefangen? Zum Teil sind sie seit den Anfängen in der Szene. Damals kostete ein Gramm Heroin 600 Franken. Eine Frau ist seit 20 Jahren drogenfrei und hat sich zur Ratgeberin für jüngere Konsumenten entwickelt. Trotzdem braucht sie das Paradiesgässli als Partnerin weiterhin. Beeindruckend die Aussage: „Drogenabhängige sind ein Teil der Gesellschaft so wie Millionäre auch.“ Jahrelang auf der Strasse gelebt, in öffentlichen WC-Anlagen geschlafen, auf den Strich gegangen und zwischendurch in der Notschlafstelle Unterschlupf gefunden, sind die Realitäten dieser Menschen. Ein Klient bekennt: „Die Leute von der Gassenarbeit sind sehr professionell. Sie gehen anders mit dir um als das Sozialamt.“ Diese Aussage soll nicht als Kritik an der Arbeit des Sozialamtes aufgefasst werden, sondern als Bestätigung, dass es professionelle Beratungsangebote für spezifische Fachrichtungen braucht. Sozialarbeitende auf dem Sozialamt sind „sozialarbeiterische Allrounder“. Die Mitarbeitenden der Gassenarbeit sind Spezialistinnen und Spezialisten für den Umgang mit drogenabhängigen Menschen. Erfreulicherweise zeigen die Interviews, wie sich das Leben von drogenabhängigen Menschen entwickeln kann und die Drogen an „Macht über ihr Leben“ verlieren.

Das Nachwort von Adrian Loretan, Theologieprofessor an der Universität Luzern, unterstreicht „Die Würde des Menschen auf der Gasse“, die sich in Grund-

rechten manifestiert. Er schlägt die Brücke zwischen Gasse und Menschenrechten.

Wir wünschen diesem Buch, dass es berührt, vielleicht sogar Wut weckt, zum Nachdenken anregt, politische Kräfte freisetzt und zum sozialen und diakonischen Handeln ermutigt.

Anmerkungen

- 1 Damit meint er die ca. 1,3 Millionen Franken Spendengelder, die der Verein generiert. In anderen Kantonen wird die Überlebenshilfe zu einem viel grösseren Teil von der öffentlichen Hand finanziert.
- 2 Die Gassenarbeit wird wie folgt finanziert: 51 % von der öffentlichen Hand, 13 % von den Kirchen, 31 % von privaten und institutionellen Spenden und 5 % durch eigene Dienstleistungen. Die „öffentliche Hand“ ist primär der ZiSG. Ein kleiner Anteil ist die Abgeltung der Administration der Einkommensverwaltungen durch die Stadt und die Agglomerationsgemeinden. Der Verein hat einen Jahresaufwand von rund 4,3 Millionen Franken.

3 Kirchliche Gassenarbeit – ihr Beitrag für die Gesellschaft

30 Jahre Gassenarbeit: „Ach, bleibt so klug ...“

Ueli Mäder

30 Jahre Gassenarbeit in Luzern. Was für ein Erfahrungsschatz. Was für eine Leistung. Ich freue mich mit Ihnen und gratuliere Ihnen. Auch zum stimmigen Titel des Jubiläums: „Ausser Rand und Stand“. Ich sage gerne etwas dazu.

Vor ein paar Tagen googelte ich „Ausser Rand und Stand“ und bekam als Antwort die Frage „Ausser Rand und Band?“. Und dann folgte gleich der Verweis auf die 1968er-Revolution. Eigentlich sinnig. Sie ist nun schon bald ein halbes Jahrhundert alt, die 68er-Revolution. Sie hat aber die Gassenarbeit nachhaltig mit initiiert. Und zwar im Rahmen einer Gemeinwesenarbeit (GWA), die – über die Arbeit mit Einzelnen und Gruppen hinaus – mehr projektorientiert auf öffentliche Strukturen einwirken will. Zum Beispiel mit einer aufsuchenden Sozialarbeit, zu der die Gassenarbeit gehört.

Die Gassenarbeit interessiert sich für die soziale „Randständigkeit“, die viel von dem ausdrückt, was sich inmitten der Gesellschaft tut. Das macht das Abwegige so zentral. Und damit sind nun schon drei Bereiche angesprochen, die mir wichtig sind: erstens 1968, zweitens die GWA und drittens die Gassenarbeit. Hinzu kommt viertens eine weitere Assoziation zum Ausspruch „Ausser Rand und Band“, nämlich der Begriff Stand. Er taucht sonst mehr analytisch auf. Etwa im Titel: „Jenseits von Klasse und Stand“.¹ Ulrich Beck verfasste dazu einen Aufsatz. Dazu später mehr. Ich beginne nun mit 1968 und komme dann über die Gemeinwesen- und Gassenarbeit auf Ulrich Beck und die Frage, ob wir heute tatsächlich weder Klassen noch Stände haben, zurück. Von dieser Frage und unseren Antworten hängt nämlich auch der Stellenwert ab, den wir der Gassenarbeit einräumen.

Ein Befund

Drei Graffiti erinnern mich an die 1968er-Revolution. Erstens: „Die Utopie ist ein Teil der Wirklichkeit.“ Zweitens: „Unter dem Pflaster der Strand.“ Und drittens: „Soyez réalistes, demandez l'impossible.“ Diese Graffiti öffneten Horizonte. Auch in der Sozialen Arbeit. „Community workers“ engagierten sich anno 1968 dafür, gesellschaftliche Strukturen zu demokratisieren. Sie taten dies etwas eifrig und zuweilen darauf bedacht, sich selbst ein Denkmal zu setzen. Das diente dann als Vorwand, der Gemeinwesenarbeit die Flügel zu stützen, sie zu technologisieren und die Soziale Arbeit zu psychologisieren. Zur kulturellen Animation umfunktioniert, durfte die GWA da und dort gerade noch graue Betonbauten etwas farbiger gestalten. Aber soziale Teilhabe und Mitbestimmung gerieten ins Hintertreffen.

Nunmehr wissenschaftlich orientiert, was eigentlich erfreulich sein könnte, passte sich auch die Soziale Arbeit teilweise postmodern und systemkonform an. Sie vernachlässigte es, radikal partizipative Ansätze systematisch weiter zu kultivieren. In etwas abgehobenen Debatten galt zuweilen: Gut argumentiert, wer Luhmann zitiert! So liessen sich allerdings gegenüber andern Disziplinen keine Gefühle der Minderwertigkeit überwinden. Weder theoretisch noch methodisch. Im Gegenteil. Auch das empirische Imitieren imposanter, computergestützter Nonsense-Korrelationen dient eher der Unverbindlichkeit. So hindert sich die Soziale Arbeit selbst daran, eigene basisnahe Ansätze weiter zu fundieren. Neopositivistische Ansätze sind keine Alternative, um eigene normative Überhöhungen zu ersetzen. Die Soziale Arbeit tut gut daran, an ihre kritische Tradition anzuknüpfen und ihre sozialwissenschaftlichen Grundlagen methodologisch zu differenzieren. Die Reflexion der Gassenarbeit kann dazu beitragen. Soweit ein erster Befund. Er kommt etwas summarisch daher. Im Sinn einer (Arbeits-)These.

Anleitung zum Mächtigsein

Vor 100 Jahren kooperierte die Soziale Arbeit im rasant wachsenden Chicago mit den Gesellschaftswissenschaften, die sich allmählich etablierten und institutionalisierten. Es galt nämlich, brisante Probleme zu bewältigen. Gewaltige Migrationsströme kamen aus Übersee. Auch aus der Schweiz. Sie forderten die Gesellschaft heraus. Die Ölindustrie stellte Millionen an Dollar zur Verfügung, um die soziale Integration armutsgefährdeter und benachteiligter Bevölkerungs-

gruppen zu fördern. So entstanden interdisziplinär angelegte (Forschungs-)Projekte, die sich mit dem sozialen Wandel, der Stadtentwicklung und abweichendem Verhalten befassten. Die Diskurse verknüpften Theorie und Praxis, ebenso die quantitative und qualitative Sozialforschung. Originelle methodische Zugänge entstanden aus seismografischer Nähe und spezifischen Problemlagen.

Saul Alinsky initiierte beispielsweise Bürgerrechtsbewegungen. Er setzte sich für Marginalisierte ein, die in Slums lebten, und für Illegale, die aus Mexiko immigrierten. Immer wieder inhaftiert, publizierte er 1946 (anstelle der geplanten Dissertation) das Buch „Anleitung zum Mächtigsein“.² Alinsky postulierte darin, das Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Geht hinaus zu den Leuten, so lautete seine Botschaft, und setzt euch selbstbewusst für die Interessen der sogenannten Randständigen ein. Sein Buch galt einst als Bibel der Sozialen Arbeit. Lange Zeit vergriffen, ist es inzwischen neu aufgelegt. Ein aktuelles Graffiti erinnert an diese Tradition: „Wir scheitern nicht an den Niederlagen, die wir erleiden, sondern an den Auseinandersetzungen, die wir nicht wagen.“ Dieser Wandspruch ruft zu keiner neuen Omnipotenz auf. Er kontrastiert vielmehr eine Haltung, die in der Schweiz verbreitet ist. Wenn immer ein guter Vorschlag aufs Tapet kommt, finden wir gleich viele Gründe, um ja nicht handeln zu müssen. Wünschenswert wäre hingegen eine Kultur der Auseinandersetzung, die dazu anregt, Widersprüche offen anzugehen, Neues auszuprobieren und aus Fehlern zu lernen; ohne gleich alles über Bord zu werfen.

Oben und unten

In wichtigen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit verlagerte sich der Fokus von gesellschaftlichen zu scheinbar mehr individuellen Fragen. Wie bei der Konfliktforschung. Ältere Ansätze betonten beispielsweise strukturelle Ursachen der Gewalt. Neuere konzentrieren sich mehr darauf, vordergründige Konfliktodynamiken zu dekonstruieren und nochmals zu dekonstruieren. Sie verabschieden frühere Konzepte der Verteilungsgerechtigkeit und vertreten radikal konstruktivistische Sichten, die das Relative stark betonen. Sie verabschieden kritische Theorien, die einst vielversprechend und undogmatisch sozialistische Ansätze mit psychoanalytischen verknüpften. Moderne Strömungen wollen indes „normativ aufgeladene“ Ansätze „von emanzipatorischen Inhalten befreien“. Sie interessieren sich mehr für situative Dynamiken der Gewalt denn für Ursachen. Damit gerät auch das soziale Engagement etwas aus dem Blick, das

meines Erachtens kein Widerspruch zum (selbst-)reflexiven Denken ist. Ein Standpunkt ist ein Standpunkt in Bezug auf andere Standpunkte. Er ist eine „Wahrheit“ unter vielen „Wahrheiten“. Und er verlangt von seismografisch Tätigen, die eigene Sicht im Arbeitsfeld stets kritisch zu betrachten. Das hilft, sich behutsam und verstehend sozialen Realitäten anzunähern.

Ein Diskurswandel ist auch bezüglich der sozialen Ungleichheit feststellbar. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute im sozialen Mainstream eher selten thematisiert. Der Blick verlagert sich von der vertikalen Ebene (oben und unten) zur horizontalen. Individualistische Modelle sozialer Milieus betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen gewiss auf wichtige Differenzierungen hin. Sie vernachlässigen aber die gesellschaftlichen Gegensätze, an der sich eine Kritische Soziale Arbeit zu orientieren hat, die widerständig konstruktiv ist und auch das einbezieht, was sich gesellschaftlich tut.

Paradigmenwechsel

Nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte in der Schweiz ein politisch liberaler Kompromiss. Er harmonisierte das Verhältnis von Kapital und Arbeit. Der angestrebte soziale Ausgleich sollte den sozialen Zusammenhalt fördern und dem Arbeitsfrieden dienen. Breite Bevölkerungskreise konnten in dieser Zeit ihre materielle Lebenssituation verbessern. Der soziale Fahrstuhl fuhr für (fast) alle eine Etage nach oben. Die Beatles sangen: „It's getting better all the times.“ Kapital und Arbeit galten als gleichwertig. Seit Ende der 1980er-Jahre kommt indes ein anderes Verständnis stärker auf. Ein finanzgetriebener Wirtschaftsliberalismus verbreitet sich. Er nimmt rigoros an, der Markt bestimme den Wert der Arbeit. Dieses Credo überlagert hegemonial Konzepte der (rheinisch) sozialen Marktwirtschaft. So kommt eine neue Gläubigkeit auf. Sie ist stark (angelsächsisch) neoliberal indoktriniert und finanzgetrieben. Mit ihr verstärken sich gegenläufige Tendenzen, die auch die meisten sozialen Fragen ökonomisieren und den gesellschaftlichen Zusammenhalt strapazieren.

Eine Studentin berichtete mir kürzlich, wie sie kurz ihre Arbeit auf der Universitätsbibliothek unterbrach und dann auf dem Vorplatz einen älteren Mann am Boden liegen sah. Sie half ihm mit zwei Kommilitonen zusammen auf die Bei-

ne, führte ihn stützend zur nächsten Bank und alarmierte die Sanität. Aus einer klaffenden Kopfwunde strömte Blut. Nachdem der Mann erzählte, in welchem Pflegeheim er lebe, rief die Studentin dort an. Das Erste, was die Person, die den Hörer abnahm, dann sagte, war: „Oh, das kostet wieder viel Geld.“ Diese Reaktion symbolisiert wohl das Ökonomisieren unserer Gesellschaft. Aber was veränderte sich real?

Ich erwähne vier Entwicklungen: Erstens nimmt die strukturelle Erwerbslosigkeit in ganz Europa und teilweise auch in der Schweiz zu. Wenn Maschinen und Computer manuelle Arbeit ersetzen, könnte das zwar eine Chance sein und uns mehr Zeit und Geld bescheren; zumal die Produktivität steigt. Es hapert aber mit der Verteilung. Zweitens halten Teile der im Durchschnitt nominell steigenden Löhne mit den Lebenshaltungskosten kaum Schritt. Das führt vor allem zu erwerbstätigen Armen (Working Poor), die viel arbeiten und wenig verdienen. Drittens orientiert sich das System der sozialen Sicherheit einseitig an der Erwerbsarbeit. Es ignoriert neue Lebenslagen und Lebensstile. So geraten viele Alleinlebende, Alleinerziehende und Familien mit Kindern in Bedrängnis. Dies auch deshalb, weil die Schweiz laut Bundesamt für Sozialversicherung seit dem Jahr 2004 trotz enorm steigendem gesellschaftlichem Reichtum tendenziell weniger Anteile des Bruttoinlandproduktes für die soziale Sicherheit ausgibt.³ Viertens erhöht sich die soziale Kluft bei den privaten Vermögen. Und das politisch demokratische Korrektiv ist nur beschränkt in der Lage, die soziale Polarisierung zu verhindern. Soweit, angedeutet, problematische Trends, die den Paradigmenwechsel vom politisch liberalen Verständnis zum finanzliberalen dokumentieren. Aber wie kommt es dazu? Was steckt dahinter?

Ein wichtiger Faktor ist wohl das eigentlich erfreuliche Aufbrechen der Berliner Mauer 1989. Seither drängt das Kapital noch offensiver dorthin, wo es sich optimal vermehren lässt. Die forcierte Deregulierung und Liberalisierung lassen die Finanzmärkte weiter expandieren. Zuvor dienten Finanzinstitute mehr der Realwirtschaft. Mittlerweile dominiert das finanzliberale Regime die Realwirtschaft. Was zählt, sind die rasche Verwertung des Geldes und hohe Profite. Das finanzkapitalistische Verständnis verdrängt das politisch liberale. Diese Annahme benennt den Paradigmenwechsel von der sozialen zur (angelsächsisch) neoliberalen Marktwirtschaft. Das finanzliberale Regime forciert die Kapitalakkumulation und rationalisiert die Produktion. Es flexibilisiert die Arbeit und den Erlös und strapaziert die Gewinnmargen. Privatisierte öffentliche Unternehmen entsprechen immer mehr dieser Logik, die ebenfalls die Politik (und sogar das

Recht) beeinflusst. Sie trägt dazu bei, öffentlich-rechtliche Einrichtungen nach Markt- und Preismechanismen umzukrempeln. Ein neuer Geist des Kapitalismus kennzeichnet das finanzgetriebene Regime. Es ideologisiert die individuelle Freiheit und favorisiert eine Restrukturierung, die noch mehr Lasten auf jene abwälzt, die über keine Reserven verfügen. Das finanzgetriebene Verständnis akzeptiert extreme Kapitalgewinne und legitimiert soziale Gegensätze sowie die einseitige Verteilung von Macht und Besitz. Unter diesen Bedingungen lassen sich teilweise auch Rückschritte in der Sozialpädagogik und bei (sozial-)psychologischen Motivationskonzepten feststellen.

Handlungskonzepte

Mitte des 20. Jahrhunderts dominierten alte behavioristische Konzepte die schweizerische Bildungslandschaft und Sozialpädagogik. Sie gingen von Reiz-Reaktions-Schemata aus und prägten die Sozialisation. Man klopfte den Leuten und vor allem den Kindern auf die Finger. Dann wissen sie, wo es langgeht. Dann spüren sie. Das war noch in den 1960er-Jahren eine verbreitete erzieherische Vorstellung. Schon im Kindergarten praktizierten Lehrerinnen dieses „Erfolgsrezept“. Sie griffen gerne und immer wieder zum Stock. Selbst wegen Nichtigkeiten. Ich weiss, wovon ich rede. Wer sich etwas vorwitzig verhielt, bekam bald einmal eine Tatze. Das änderte sich aber allmählich. Zum Glück. Lehrpersonen mussten nun endlich zumindest einen Grund angeben, wenn sie eine Strafe verhängten oder sonst etwas verordneten. Es genügte nun nicht mehr zu sagen: Es ist einfach so, weil es so ist und immer so war. Der sich abzeichnende Wandel erwies sich als wohltuende Öffnung. Und im Kontext der 1968er-Bewegung weiteten sich die Horizonte noch wesentlich mehr aus. Sie gerieten, laut Google, sogar „ausser Rand und Band“.

1956 publizierte Erich Fromm (1900–1980) bereits „Die Kunst des Liebens“.⁴ Später folgte „Haben oder Sein“.⁵ Der Sozialpsychologe hob darin die Bedeutung der Kompetenzmotivation hervor. Hört endlich damit auf, den Leuten vorzuhalten, was sie alles nicht können. Knüpft lieber an ihre Kompetenzen an, statt ihnen ständig ihre Defizite vor Augen zu führen. Stärkt die Stärken. So lautete die Botschaft. Und so öffneten sich geistige Welten. Heute deuten sich indes auch hier Rückschritte und neue Schliessungsprozesse an. Funktionalistische und mechanische Konzepte verbreiten sich. Input-Output heisst das wirtschaftliche Allerweltsprinzip. Es bedient sich gerne irgendwelcher Anreize.

Wenn Sie das machen, erhalten Sie mehr Lohn. Irgendwelche „Incentives“ sollen die Bereitschaft zur Leistung und zum Konsum steigern. Das zeigt sich auch an Hochschulen. Studierende lesen heute Bücher, um Kreditpunkte zu ergattern. Dabei geht viel verloren. Vor allem die intrinsische Motivation. Diese Gefahr besteht ebenfalls in der Sozialen Arbeit. Zum Beispiel dann, wenn sie die Professionalität mit mechanischer Funktionalität verwechselt.

Kein Schema F

Die Soziale Arbeit orientierte sich in den 1970er-Jahren stark an organischen Konzepten, wie sie die Sonnenblume verkörpert. Mit viel Sensibilität für die Bedeutung der Zeit, die erforderlich ist, um Prozesse tragfähig zu entfalten und soziale Teilhabe zu ermöglichen. Horst Eberhard Richter verfasste Bestseller wie „Die Gruppe“ und „Solidarität“. Soziantätige diskutierten in Lesezirkeln über den Wert der Egalität und Vielfalt. Sie hielten das Recht auf Differenz hoch. Vor allem für sich selbst und teilweise auch für die eigene Klientel. Störungen sollten stets Vorrang haben. Und Störungen gibt es immer. Auch in der Forschung. Wer sich hier keine Zeit nimmt, um sich durch Irritationen irritieren zu lassen, vergibt viele Erkenntnismöglichkeiten. Wobei es auch eine Langsamkeit gibt, die weder sehend noch entdeckend ist, sondern die persönliche und gesellschaftliche Entfaltung eher behindert. Ja, zuweilen verabsolutierte die Soziale Arbeit das organische Verständnis. Heute geht sie eher in eine andere Richtung aus. Sie normiert ihre Arbeit. Mechanische Funktionalität dominiert allmählich. Sie bringt mehr Ordnung und Berechenbarkeit. Wie bei einem Räderwerk. Und wenn ein Teilchen nicht recht funktioniert, wird es einfach ausgetauscht. So einfach ist das. Wir wollen ja auch, dass es hell wird, wenn wir auf den Lichtschalter drücken. So nähert sich die Soziale Arbeit einem mechanischen Prinzip an, das in den mittleren Chargen der Wirtschaft verbreitet ist. Etwas anders verhält es sich in den Schaltstellen. Da dominiert eher ein blitzorientiertes Verständnis.

Der Blitz symbolisiert den konfliktfreudigen Typ. Zumindest vordergründig. Zum Blitz gehört der Donner. Die Luft ist nie so rein wie nach dem Gewitter. Manager betonen gerne ihre Neigung zum Blitz. Harsch kritisieren sie die Waage. Denn dieser konsensbeflissene Typ will Konflikte bloss voreilig ausbalancieren statt lösen. Mit eingehender Betrachtung relativiert sich allerdings diese Sicht. Denn der Blitz zerstört viel. Er entfacht lodernde Feuer und entlädt sich

erst, wenn Emotionen aufgestaut sind. Das deutet darauf hin, dass der Blitz-Typ weniger konfliktfreudig ist als angenommen. Er tabuisiert die ausgleichende Waage, die er sich insgeheim mehr herbeiwünscht. Wohl wissend, dass sich mit etwas Ruhe und Gelassenheit zuweilen mehr erreichen lässt als mit aufgesetzten Hörnern.

Manager mokieren sich auch gerne über das Modell der Blume. Das organische Wachstum benötigt eben viel Zeit. Die arbeitsteilige Wirtschaft ist hingegen auf Funktionalität angewiesen. Ein defektes Rädchen muss rasch ersetzt werden. Allerdings differenziert sich diese Sicht bei näherem Hinsehen bald einmal. Und darum geht es: Die Modelle sind situativ anzupassen. Je nach Problem ist ein organisches Modell flexibler als ein mechanisches. Wichtig ist ein Bewusstsein dafür, wann welches (adaptierte) Modell hilfreich ist. Wer Gassenarbeit verrichtet, kennt das. Auf der Gasse ist viel Flexibilität erforderlich, nicht Beliebigkeit. Zuweilen ist auch viel Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit nötig, aber keine Sturheit, die sich vornehmlich an ein Modell hält. Wichtig ist die Sensibilität dafür, was situativ wie weiterführt. Am Anfang eines Kontaktes oder Prozesses begünstigt wohl eher ein organisches Vorgehen eine behutsame Annäherung oder kreative Entwicklung. Dies im Sinn der heranreifenden Sonnenblume. Das Modell der ausgewogenen Waage empfiehlt sich indes, wenn Ängste und hohe Verletzlichkeit vorhanden sind. Dann braucht niemand Öl ins Feuer zu giessen. In einer operativen Phase eines Projektes ist hingegen eher ein verlässliches Räderwerk gefragt. Und sind Positionen festgezurr, dann kann ein Gewitter sehr heilsam sein. Individuell und vielleicht auch gesellschaftlich. Allerdings ohne das Kind mit dem Bad auszuschütten. Die Soziale Arbeit kann hier viel von der Gassenarbeit lernen. Die Gassenarbeit verfügt über vielfältige Zugänge. Sie hält sich an kein Schema F.

Neue Verbindlichkeit

Ende Januar 2015 starb der Soziologe Ulrich Beck. Er ging davon aus, dass wir uns im Übergang zu einer reflexiven Moderne befinden und zunehmend in der Lage sind, Zukunft zu antizipieren. Das könnte bedeuten, dass wir vermehrt Korrekturen einleiten, weil wir uns darum sorgen, was passiert, wenn es so weitergeht. Ulrich Beck sah die „Risikogesellschaft“ als Produkt der Moderne.⁶ Sie dokumentiert den bruchartigen Übergang von der industriellen zur reflexiven Moderne. Neue, selbst geschaffene Risiken überlagern alte Klassengefüge.

Technische Fortschritte zeitigen unerwartete Nebenfolgen. Ökologische Bedrohungen kumulieren sich und relativieren Fragen von arm und reich. Viele Umweltprobleme sind kaum fassbar und daher umso schwieriger zu bewältigen; zumal mehr Wissen vor allem auch mehr offene Fragen generiert. Das verunsichert. Davon ging Beck aus. Die Individualisierung sozialer Ungleichheit kennzeichnet, so Beck, eine soziale Strukturierung jenseits von Klasse, Schicht und Stand. Tradierte Bande und geschlechtsspezifische Stereotypen weichen sich auf. Die standardisierte Erwerbsarbeit erodiert. Wechselhafte Lebensverläufe mit Bastelbiografien lösen Normalbiografien ab. Vielfältige Gestaltungs- und Wahlmöglichkeiten kompensieren den Verlust. Vor der politisch-administrativen Steuerung kommen verbandliche und wirtschaftliche Akteure stärker zum Zug; zudem soziale Bewegungen und zivilgesellschaftliche Einrichtungen.

Die industrielle Moderne kennzeichnete Ulrich Beck als zweckrationale. Vordergründige Klarheiten prägen das ultimative Entweder-oder-Denken. Anders verhält es sich in der reflexiven Moderne. Hier antizipieren Menschen ihre Zukunft. Sie erkennen, was passiert, wenn Nebenfolgen dominieren und auf jene zurückfallen, die sie verursachen. Dann wird es gefährlich. Und diese Einsicht fördert nach Beck die Bereitschaft, sich zu engagieren. Das ist eine zuversichtliche Option. Schön wär's. Leider lassen sich aber gerade unter einseitig machtpreparierten Bedingungen sozialer Ungleichheit viele Probleme einfach abwälzen. Die Individualisierung basiert, so Beck, auf einer dynamischen Pluralisierung. Diese bringt zum einen mehr Ambivalenzen mit sich und sie sucht zum andern das verbindende Und sowie das Sowohl-als-auch. So entsteht eine „neue Identität“. Sie lässt Widersprüche zu. Gemeint ist keine Offenheit, die alles offen lässt. Wir müssen auch nicht alles tun, was wir tun können. Freiheit bedeutet, selbst darüber zu entscheiden, welche Grenzen wir wie durchlässig definieren. Und die neue Identität korrespondiert mit einer neuen Verbindlichkeit. Früher lebten Menschen mehr in autoritären Gefügen. Die „Kuhstallwärme der Gemeinschaft“ (Theodor Geiger) konstituierte eine Zwangsgeborgenheit. Mit erheblicher sozialer Kontrolle. Die Nachbarschaft bekam alles mit. Sie engte Freiheiten ein. Und drängte Menschen dazu, in städtische Anonymität ausubrechen. Wobei sich mit der Zeit die erstrebte Coolness als allzu cool erwies. Das bringt heute vermehrt die Bereitschaft mit, neue Verbindlichkeiten einzugehen. Aber aus freien Stücken, nicht aus Not oder Zwang. Das klingt zuversichtlich. Die Verunsicherung, die mit der Individualisierung einhergeht, kann bei Menschen allerdings auch dazu führen, in Beliebigkeit abzudriften oder Halt

bei populistischen Ideologien zu suchen, die mehr simplifizieren und pauschalisieren denn differenzieren.

Kritische Soziale Arbeit

Begriffe sind keine Wahrheiten. Sie dienen dazu, sich sozialen Realitäten anzunähern. Aber sie tun das nicht neutral und schon gar nicht selbst. Was Kritische Soziale Arbeit bedeutet, ist eine Frage der Haltung, der Definitionsmacht und der theoretisch fundierten Praxis. Kritische Soziale Arbeit hilft, soziale Probleme zu lösen. Ihr Ruf misst sich daran, wie gut sie das tut. Eine wissenschaftlich begründete Soziale Arbeit reflektiert und qualifiziert die soziale Praxis. Mit kritischer Distanz auf alle Seiten. Abstand von dem zu halten, was andere für eine kritische Haltung halten, kann auch eine kritische Haltung sein. Die Soziale Arbeit ist nach meinem Verständnis kritisch, wenn sie, theoretisch fundiert, herrschaftskritisch agiert. Diese emanzipatorische Haltung hat durchaus Tradition. Sie manifestiert sich heute allerdings weniger ausgeprägt und unter neuen Vorzeichen.

Die Frage, wie sich Soziale Arbeit kritisch betreiben lässt, ist nach Franz Hochstrasser jedoch falsch gestellt. „Denn Soziale Arbeit ist aus sich heraus kritisch“, schrieb mir der frühere Rektor der Hochschule für Soziale Arbeit beider Basel einst. Sie ist nach seiner Auffassung vor allem Arbeit auf der Schattenseite der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft, also der Seite, welche sowohl die Individuen wie auch das ganze System gerne verdrängen. Die Wahrnehmung von Leid und Elend beeinträchtigt das individuelle Wohlbefinden. Die Not stellt auch die gesellschaftliche Legitimation infrage. Soziale Arbeit befindet sich damit im Widerspruch. Kritisch ist sie nach Franz Hochstrasser, „indem sie an diesem Schatten, also am gesellschaftlichen Material arbeitet und die damit verbundenen Erfahrungen und Erkenntnisse veröffentlicht“.

Soziale Arbeit ist „nicht oberflächenhafte Symptomkurierung, sondern Entdeckung ist ihr Geschäft“, fährt Franz Hochstrasser fort, der Autor des Buches „Konsumismus und Soziale Arbeit“.⁷ „Dabei widersetzt sich Soziale Arbeit methodisch-technologischen Verkürzungen, wie sie, den Bewegungen von Moden gleich, in Vielfalt auf den (Sozial-)Markt gelangen. Sie wehrt sich gegen die Ökonomisierung ihrer selbst, die nicht nur aus legitimen Ansprüchen an die Effektivität, sondern neoliberaler Individualisierungsstrategie entspringt. Und vor allem: Sie ist sich ihrer kritischen Anlage selber bewusst und transportiert

dieses Bewusstsein offensiv, etwa mit dem Ansatz der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession, an die Öffentlichkeit.“

Silvia Staub-Bernasconi definiert die Soziale Arbeit als Disziplin und (Menschenrechts-)Profession, die ein Spektrum von sozialen Problematiken, Handlungsfeldern und sozialen Systemen reflektiert.⁸ Als Handlungswissenschaft entwickelt die Soziale Arbeit wissenschaftsbasierte Arbeitsweisen und Verfahren zur Linderung und Lösung sozialer Probleme. Silvia Staub-Bernasconi wehrt sich gegen die Fast-Food-Variante der Sozialen Arbeit und bezieht sich auf das doppelte Mandat der Sozialen Arbeit. Sie meint damit einerseits die persönliche Verpflichtung gegenüber den sozial Benachteiligten und andererseits die politische Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwesen. In der Praxis laufen Organisationen Gefahr, gegeneinander ausgespielt zu werden; beispielsweise wenn Regierungen und Behörden individualisierte Ansätze als bequemer und förderungswürdiger betrachten. Für Silvia Staub-Bernasconi hat die Soziale Arbeit ein drittes Mandat. Dieses beinhaltet wissenschaftsbegründete Arbeitsweisen. Die Methoden orientieren sich an einem Berufskodex, der die Menschenrechte berücksichtigt. Dieses Verständnis reicht über das individuelle Fördern der Sozialen Arbeit hinaus. Persönliche Probleme sind oft auch strukturell bedingt und im Kontext gängiger Machtstrukturen zu analysieren. Silvia Staub-Bernasconi kritisiert, wie in der Sozialen Arbeit das Casemanagement zur hegemonialen Methode avanciert und Prämissen der neoklassischen Ökonomie dominieren. Der „Managerialism“ mcdonaldisiert die Soziale Arbeit. Die Fast-Food-Angebote steigern die kurzfristige Effizienz, vernachlässigen aber die ursächliche Ergründung sozialer Fragen.

Seismografische Gassenarbeit

Die Gassenarbeit agiert basisnah. Sie geht zum Beispiel dorthin, wo Menschen sind, die keine wirkliche Bleibe haben. Sie will ihnen helfen und kann von ihnen lernen. Aber wie? Das drücke ich zum Schluss gerne symbolisch aus.

Ach, bleibt so klug, wenn ihr erwachsen seid, ermuntert Erich Kästner die Kinder in seiner Ansprache zum Schulbeginn.⁹ Und: „Lasst euch die Kindheit nicht austreiben“. „Schaut, die meisten Menschen legen ihre Kindheit ab wie einen alten Hut. Sie vergessen sie wie eine Telefonnummer, die nicht mehr gilt. Ihr Leben kommt ihnen vor wie eine Dauerwurst, die sie allmählich aufessen, und was gegessen worden ist, existiert nicht mehr. Man nötigt euch in der Schule

eifrig von der Unter- über die Mittel- zur Oberstufe. Wenn ihr schliesslich droben steht und balanciert, sägt man die ‚überflüssig‘ gewordenen Stufen hinter euch ab, und nun könnt ihr nicht mehr zurück! Aber müsste man nicht in seinem Leben wie in einem Hause treppauf und treppab gehen können? Was soll die schönste erste Etage ohne den Keller mit den duftenden Obstborten und ohne das Erdgeschoss mit der knarrenden Haustür und der scheppernden Klingel? Nun – die meisten leben so! Sie stehen auf der obersten Stufe, ohne Treppe und ohne Haus, und machen sich wichtig. Früher waren sie Kinder, dann wurden sie Erwachsene, aber was sind sie nun? Nur wer erwachsen wird und ein Kind bleibt, ist ein Mensch! Wer weiss, ob ihr mich verstanden habt. Die einfachen Dinge sind so schwer begreiflich zu machen!“

Nun, die Gassenarbeit ist inzwischen auch schon 30 Jahre alt. Sie tut gut daran, sich immer wieder an ihren Ursprung und Aufbruch zu erinnern. Er führt weg vom Büro im Elfenbeinturm, hin zur Basis, zur Gasse und zum Keller. Die Gassenarbeit bewegt sich an flüchtigen Orten. Da finden Gespräche in Kneipen und Unterständen statt. Unser Gegenüber kann uns von einer Sekunde zur andern den Rücken zukehren und verschwinden. Das gibt Begegnungen etwas Freiheitliches. Und gerade diese Freiwilligkeit ermöglicht zuweilen in kurzen Sequenzen, ohne (Polstergruppen-)Setting, viel Berührendes und Vertiefendes. Wichtig ist dabei die Haltung der Gassenarbeitenden.

„Weise am Weisen ist die Haltung“, schreibt Bertolt Brecht in einer seiner Geschichten vom Herrn Keuner.¹⁰ Zu Herrn K. kam ein Philosophieprofessor und erzählte ihm von seiner Weisheit. Nach einer Weile sagte Herr K. zu ihm: „Du sitzt unbequem, du redest unbequem, du denkst unbequem.“ Der Philosophieprofessor wurde zornig und sagte: „Nicht über mich wollte ich etwas wissen, sondern über den Inhalt dessen, was ich sagte.“ – „Es hat keinen Inhalt“, sagte Herr K. „Ich sehe dich täppisch gehen, und es ist kein Ziel, das du, während ich dich gehen sehe, erreichst. Du redest dunkel, und es ist keine Helle, die du während des Redens schaffst. Sehend deine Haltung, interessiert mich dein Ziel nicht.“

Die Gassenarbeit ist nicht nur eine aufsuchende, sondern auch eine aufnehmende Sozialarbeit. Sie bietet vielfältige Möglichkeiten, im Alltäglichen und Besonderen viel von dem zu entdecken, was soziale Benachteiligung und überhaupt unsere Gesellschaft prägt. Wer so verstehend und neugierig unterwegs ist, erfährt viel. Dabei hilft der Gang in den eigenen Keller, eigene Prägungen bewusst wahrzunehmen und Unbedachtes weniger auf andere zu projizieren. Im

Feld stimmig zu kommunizieren, erfordert zudem viel Respekt sowie das Bemühen, weder sich selbst noch andere zu überhöhen. Und wie bringt die Gassenarbeit das, was sie seismografisch wahrnimmt, in die Gesellschaft ein, und zwar ohne das Kontrollwissen zu stärken und sich Vereinnahmungen zu lassen? Ich hoffe fest, dass sich die Gassenarbeit weiterhin emanzipativ an sozialer Gerechtigkeit orientiert, und wünsche alles Gute.

Anmerkungen

- 1 Beck, Ulrich, Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: Kreckel, Reinhard (Hg.), Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt: Sonderband 2), Göttingen 1983, 35–74.
- 2 Alinsky, Saul, Anleitung zum Mächtigsein, Göttingen 1999.
- 3 BSV, Schweizerische Sozialversicherungsstatistik 2014, EDI, Bern 2014.
- 4 Fromm, Erich, Die Kunst des Liebens, München 2004 (1. Aufl. 1956).
- 5 Fromm, Erich, Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, München 1986 (1. Aufl. 1979).
- 6 Beck, Ulrich, Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M. 1986.
- 7 Hochstrasser, Franz, Konsumismus und Soziale Arbeit, Bern 1995.
- 8 Staub-Bernasconi, Silvia, Soziale Arbeit, in: Carigiet, Erwin/Mäder, Ueli/Bonvin, Jean-Michel (Hg.), Wörterbuch der Sozialpolitik, Zürich 2003, 277–279.
- 9 Kästner, Erich, Ansprache zum Schulbeginn, in: ders., Die kleine Freiheit, Zürich 1953, 11–20.
- 10 Brecht, Bertolt, Geschichten vom Herrn Keuner, Frankfurt a. M. 1971.